

Je näher der Termin der englischen Wahlen rückt, desto heftiger entbrennt der Kampf um jede einzelne Stimme. Die berühmten Kandidaten, Männer, deren Name und Aussehen sonst nur durch Zeitungen bekannt war, suchen die Wähler bei ihrer Arbeit auf und versuchen mit allen Mitteln, für ihre Partei zu werben.

gen in seiner „Bude“ anbringt. Im übrigen: wozu gibt es die herrliche Einrichtung der Geburtstags-, Weihnachts- usw. Geschenke? Mutter, Tante, Schwester und — vielleicht auch schon eine Braut warten ja nur darauf, dem „armen“ möblierten jungen Mann zu solchen Gelegenheiten etwas zu schenken. Natürlich nichts, das der Sohn, Knecht, Bruder oder Bräutigam mit einem halb verblüfften, halb ärgerlichen „Was soll ich mit dem Zeug!“ in eine Ecke wirft, sondern etwas, zu dem er sagt: „Gallo, das ist mal eine feine Sache! Kann ich gut gebrauchen hier!“

Da gibt es beispielsweise elektrische Kaffeemaschinen jeder Größe und in jeder Preisklasse, hübsche, billige, waschbare Tischdecken, geschmackvolle, buntfarbige Aschenbecher und Vasen, die jede möblierte „Bude“ gemütlich machen. Auch Sofakissen geben dem ungemütlichsten Raum etwas Anheimelndes. C. Pr.

daß Zucker ein famoscs Hilfsmittel zum Waschen von Crepe de Chine und seidenen Strümpfen ist? Ein paar Stüchchen davon im letzten Spülwasser gibt dem Seidengewebe Festigkeit und erhält den Glanz. Zum Entfernen von Flecken in Ihrem winterlichen Samtkleid will ich Ihnen gleich einen Zinsen sicher unbekannten Kniff verrathcn. Nachdem Sie die befeuchtete Stelle mit Benzin abgerieben haben, füllen Sie ein Leinenbeutelchen mit heißem Sand und reiben nun nach — so bleiben keine Ränder

Jede Mutter umgibt den Sohn mit besonders liebevoller Sorgfalt! Er soll es wenigstens gut haben, bis er heiratet!, sagt sie. Wenn aber der erwachsene Sohn schon vor dem Abschluß seines Junggesellen-Daseins ihren schützenden Fittichen entflieht, dann gibt es Tage voll Trauer für „Muttern“.

Liebe Mutter, wenn du deinen Sohn richtig
 und vernünftig erziehen hast, dann find deine
 Sorgen überflüssig! Er wird eine gewisse
 wenn auch „männliche“ (d. h. nach weiblicher
 Begriffen unvollkommene) Ordnung haben, weil
 seine Mutter ihn schon als kleinen Jungen
 den Segen der Ordnung klar machte. Er weiß
 wenn er für seine Sachen bestimmte Aufbewah-
 rungsorte hat, braucht er morgens nicht
 eine Stunde nach irischen Socken und
 einem dito Taschentuch, nach der Kravatte
 dem Kragenknopf und diversen anderen Dingen
 zu suchen. Mutter hat ihn auch so zu Be-
 haglichkeit, an einen nett gedeckten Tisch ge-
 setzt, daß er als praktischer junger Mann
 von selbst kleine ästhetische Verbesserun-

Reflexeinföhrung gehört zu den unangenehmsten Dinge im Reich der Küche. Die unglaublichen Mittel werden dagegen empfohlen, man soll ein Stück Marmor oder eine Aufsteigfackel in das Gefäß legen, man soll die Metall stark angreifende Salzsäure anwenden u. w. Aber es gibt ein ganz unschädliches Mittel — den Essig. Man gießt etwas davon in den Teekessel oder sonst in ein zu behandelndes Gefäß und läßt ihn eine Weile einwirken — dann mehrmals gut ausfüllen. Das flüchtige Reflexeinföhrung in gewöhnlichen Kochgeschöpfen bedet, so läßt man eben ½ Stunde rohe Kartoffelskalen darin kochen — ein billiges und probiertes Mittel. In den Wasserkessel legt man ein Stück gut ausgebrühtes Laugurke. Diese pflanzliche Grotterföhrung nimmt alle mineralischen Niederfällige des Wassers in seinen Zellen auf und halt sie fest. Die Kesselwandungen

in alten Hüten geschnitten
und genagelt, schonen die Ge-
sunden in und — unter der
billiger als die metallenen

Gyrikgebäckenes.

Seidefand.

ne Schmalz

Ein ganz natürliches Ereignis hat kürzlich das kleine Dorf Wollingsfleet in der englischen Grafschaft Yorkshire in helle Aufregung versetzt: Ein Kind wurde dort geboren! Nicht weit, der beim Eintritt des jungen Erbenstüßers in diese Welt zugegen war, glaubte zuerst alles man ihn holt, es handelt sich um ein höchst schlechtes Kind. Ein Jahr neunzig Jahren war in Wollingsfleet nicht eine einzige Geburt mehr zu verzeichnen gewesen. Das Dorf hat ungefähr 300 Einwohner, doch nur zwölf Kinder besuchen die kleine Schule, und die unteren Klassen sind ganz geschlossen. In zwei Jahren wird es überhaupt keinen Schüler mehr in Wollingsfleet geben, es dann nach längerer Pause die gesamte Schuljugend aus der sieben zur Welt gekommenen Dörfern Buttrick besteht. In der Kirche von Wollingsfleet sind in den letzten zehn Jahren freilich sechs Kinder getauft worden, doch kein einziges war im Dorfe selbst geboren. Es kann nicht wunder nehmen, wenn man in der Umgebung von Wollingsfleet munkelt, auf dem Dorfe lasse irgend einer Untat wegen ein Ruch, der die Leute des Kinderlandes verabscheuen ließe.

Das neue Daheim (68. Jahrgang Nr. 4) bringt eindrucksvolle Bilder vom modernen Nordatlantikerherd. Fred Dunbar von Kaldreuth erinnert in seinem illustrierten Aufsatz „Leon in Potsdam“ an trübe Tage vor 12 Jahren. Im deutschen Bild durch die deutsche Städte führt uns eine Plauderei von Graf v. Rehbinder. R. Blau zeigt „Plastische Tierbilder im zoologischen Museum“ und erzählt von Mühe und Kunstfertigkeit des Präparators. Einen Ausflug in die „Stat-Hemalburg“ unternimmt Professor Paul von der wackerlichen Zeitromans „Winfried“, der folgt die abgeschlossene romantische Novelle „Die Eisenbiegung“ von Heinrich Kerkaufen. Das Frauen-daheim gibt erproben hat für Haushalt und Frauenberuf. Der Wochenspiegel liest sich der aktuelle Aufsatz „Zwei getrennte Welten: Deutschland und Frankreich“ mit Räsel, eine wertvolle ganzseitige Kunstbeilage. Reichheiten vom Bücherricht und der umfassende Daheimangelegenheit mit seinem bekannten Zeitschriften wollen den vielseitigen Jüngling des anregenden und unterhaltendsten.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
 Druck und Verlag: B. A. Sank, Altena

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

1931

Wir Menschen sind grundverschieden. Und wenn auch jedem diese Tatsache längst bekannt ist, so können sich die meisten unter uns dennoch nicht daran gewöhnen, die andere Art des lieben Mitmenschen gelten zu lassen, zumal dann nicht, wenn diese Art eine — Eigenart dokumentiert. Es ist menschlich zu verstehen, daß wir — ga z unbewußt natürlich — den andern in den Punkten, da wir nicht mit ihm übereinstimmen, nach unserer eigenen Vorstellung umformen möchten. Wir haben aber kein Recht dazu. Jeder hat das Recht, sich selbst gelten zu lassen, sofern sich's nicht gerade um Unmöglichkeiten in seinem Charakter, in seiner Führung handelt.

Warum gibt es so viele Konflikte in den Ehen? Weil einer sich an der Eigenart des anderen stößt, anstatt sie gelten zu lassen. Denn — ehrlich gesagt — während der Verlobungszeit hat man diese Eigenart nicht als solche empfunden. Es kann deshalb doch ein harmonisches Zusammenleben geben, wenn zwei Menschen völlig anders geartet sind. Nur eben darauf kommt es an, das andersartige Wesen des Nächsten zu achten.

Uebersaus wichtig ist das bei der Erziehung. Es wird in den weitaus meisten Fällen am ehesten dadurch gesündigt, daß man seine Eigentümlichkeit systematisch ummodelln will. Warum denn? Ist das nicht ein Verbrechen? Man soll vielmehr jede Eigentümlichkeit frei entwickeln lassen, immer natürlich vorausgesetzt, daß es sich nicht um Auswüchse handelt. Diese gilt es zu heilen, niemals aber irgendwelche Besonderheiten.

Immer wieder werden wir beobachten, daß beispielsweise jeder temperamentovolle Menschensolche mit ausgeprochenem Phlegma belächeln, daß umgekehrt letztere wieder den Kopf schütteln über die anderen. Ein Mensch mit Humor wird mittheilend die Äußereln zucken über einen sogenannten Trauerhals, letzterer den anderen nicht begreifen, ja vielleicht verurtheilen. Ein Geisteskranker wird sich an der Art des Leidensgenossen stoßen, umgekehrt begreifen. Warum eigentlich? Sollte es nicht möglich sein, alles gut zu lassen, ja mehr, alles zu achten, wenn wir es auch nicht immer billigen? Gerechtweise müssen wir doch zugeben, daß jede Artthatsohne ihr Daseinsrecht hat. Es gibt Situationen, wo ein Mensch, an dessen „Ruhe“ wir uns sonst stießen, geradezu wohl tun kann, wo wir ihn brauchen. Es gibt Situationen, wo uns ein Geisteskranker, der uns sonst vielleicht auf die Nerven fiel, zur Rettung werden kann und wir den Leichbegleiter, mit dem wir uns formalißirt pflegen, vermissen. Das Leben braucht alle Arten der Menschen. Ausforirte Menschen oder sehr egoistishe werden es als ihr gutes Recht betrachten, sich mit ihrer Art durchzuleben und sie als die allein seligmachende gelten zu lassen.

Elfriede Röfeler.

Wieviele Propagandamittel werden heute gebraucht, um eine Idee, oder ein Verlangen durchzusetzen und es der Allgemeinheit bekannt zu machen. Propagandamittel, die mehr oder weniger berechtigt, mehr oder weniger ausbreitungsfähig sind. Ein meines Erachtens die meiste Methode, eine Idee zu fördern, ist diejenige, die das Kind als Propagandamittel benützt. Das ist eine Vergewaltigung des kindlichen Geistes und der kindlichen Seele, che bei dem zu eigenem Denken und selbständiger Urteilsthraft herangereift ist. Müssen sie einen nicht leid tun, diese Kinder, die in Aufzügen zwischen Ermachlenen marschieren, ohne einen Zweck ihres Tuns zu begreifen, die in internationalen Kinderrepubliken sitzen und die



Ihre Königliche Hoheit lernt kochen.

Prinzessin Ingrid von Schweden, Tochter des schwedischen Kronprinzen, am Spülisch in einer Stockholmer Kochschule.

In einer öffentlichen Kochschule in Stockholm erlernt Prinzessin Ingrid, die jugendliche Tochter des Kronprinzen Gustav zwölft von Schweden die Kunst der Küche.

der mit dem Krieg" freieren müssen, ohne von seiner Bedeutung, seinem Dajir und David überhaupt eine Ahnung zu haben.

Das sind einige grobe Fälle, die an die Öffentlichkeit gelangen. Doch auch im Geheimen, innerhalb der Familie, werden viele propagandistische Ideen in die Kinder verpflanzt, Haß und Neid wird in ihnen genährt, in diesen unschuldigen Seelen, denen das Leben noch eine Welt voll täglicher Wunder bedeutet.

Man mag politisch eingestellt sein wie man will — leider sind wir untereinander alle Gegner, sobald das Thema Politik ertönt. Aber das ist ein Knebeln der Natur, es ist ein Kennzeichen der freien menschlichen Entfaltung, es ist eine Erziehung zur Selbstkritik, dazu, die Zusammengehörigkeit der Menschheit zu fühlen. Und das in einer Zeit, die sich mit dem Kind nicht um die unendlichen Stöße, das Zeitalter der Kindheit, kümmert, die sich auf Ziel geehrt hat, den Menschen gerecht zu werden, seine Seele zu erschaffen und zu hüten und seinen Körper zu pflegen, und die damit begann, daß sie Kinder beobachteten, die für schändlichen Lohn eingetourt wurden, befreite und dem kindlichen Fluch steuerte.

Wenn eine Mutter ihr Kind in Lumpen hüllt, es an exponierter Straßenecke aussetzen und für sich betteln läßt, so nennen wir eine Schamlosigkeit. Wenn Eltern ihre Kinder für eigene Ideen kämpfen und betteln lassen, so finden sie das vielleicht ganz in der Ordnung. Und doch ist beides das Gleiche. Denn wie hier versprechen die Ermordeten einen ewigen Gewinn. In beiden Fällen dient der Kind demselben Zwecke, es wird als Lock- und Werbemittel benutzt, im letzteren Falle noch in der Hoffnung, eine grundlegende Aufzucht für das spätere Leben festgelegt zu haben.

Ob das wirklich Elternliebe ist? Ob es nicht menschlicher wäre, man ließe ein Kind sich selbst entwickeln und machte es nicht zu einem Sklaven seiner eigenen Anschauung, rechts und links, sondern man öffnete ihm die Augen für alle Strömungen und sagte ihm: „Du hast alles kennen gelernt, nun urtheile und wähle!“ Das wäre Dienst am Kinde und nicht seine Beherrschung. Wir wissen ja nicht einmal, ob unser

eigene, heutige Ansicht nicht zeitbedingt ist, und ob sie dann, wenn unsere Kinder einmal am Ruder sind, die gleiche Bedeutung hat.

Kleinlicher Parteikeimsp und Haß ist das Negativste, was wir unseren Kindern zu bieten haben. Wäre es ihnen nicht viel dienlicher und förderlicher, man ließe sie statt dessen an dem Aufstrebenden des Lebens theilhaftig werden, an dem, was von dauerndem Wert ist und dessen Besitz sie einmal glücklich macht?

Vielleicht könnte sonst eine Zeit kommen, in der uns die heutige Generation, zu urtheilsfähigen Erwachsenen herangereift, den berechtigten Vorwurf macht, daß wir, die Eltern, das Häßliche, Niederziehende in ihrem kindlichen Dasein gepflegt haben, anstatt ihr die Tore zur Schönheit der Welt zu öffnen.

Ilse von Saß.

Gewiß wird sich jeder nach all den beherz-
gensterne Winken in irgenb einer Form an der
Winterhilfe beteiligen. Es gibt ja genug pri-
vate Vereine, die den zum Beispiel richtigen
Mittagsgast in das richtige Haus vermitteln
können und werden. Aber es dürfen wir
nicht vergessen, daß man nämlich dem Gast
etwas Liebes tun muß und nicht einseitig an
die eigenen Gewohnheiten denkt. Es ist nicht
gut, wenn es an dem Gasttage gerade Pöbel-
haftes und Hering gibt. Das ist gewiß ein
schönes Gericht, und wir können Gott danken,
wenn wir jo etwas alle Tage zu essen
haben. Aber der, der an diesem Tage vielleicht

das einzige Mal in der Woche wirthliches Mittagessen bekommt, hat nicht genug davon. Trotz aller theoretisch begründeten Nährmehrvorzüge kann man sich ja am gering hungri- und durstlos essen. Brühreis oder Brühstarkoffeln sind auch einfache Gerichte, aber sie nähren innerlich und machen den Menschen satt und froh, besonders wenn sich noch ein Stück Fleisch dabei findet. Und das psychologische Bemerkliche, das zu werden, soll man nicht unterschätzen. Natürlich gibt es noch andere gute Dinge außer Brühstarkoffeln, es sollte nur ein Weisheit sein für den Maitak, den man ansetzen hat. Es ist auch vorkommen, daß man in seinem Herberge ein gutes Weisheit Mittagessen schon angedacht hat, wenn nicht billige Rohkost vorsetzte. Ein Mensch je doch, der ein vermehrtes hartes Leben führt, steht sich nach etwas warmem Getränkchen, was er sich sonst nicht leisten kann. Wenn man dem anderen nützen will, dann muß man sich etwas seiner Lebensweise anbequemen und nicht reformieren wollen. v. S.

Ja, die Männer haben es gut! Sie brühen uns am Monatsersten — nebenbei gesagt ist es jeden Monat weniger — das Wirtschaftsgeld in die Hand und sagen ernst und eindringlich: „Du mußt sehr sparsam sein!“ Kunstlich bedrückt dem Appetit und den Preisen! Sind wir aber doch schon vor dem Ersten auf dem Grunde unserer Kasse angelangt, dann ruzeln sie bei Stützen und greifen mit einem Zeiger zur Geldbörse, während wir, schuldlos — schuldlos! den Eindruck eines beaflachten Müdels empfinden.

Ja, die Männer — sie kommen mittags nach Hause und sehen sich an den gedebsten Tisch. Sie scherzen mit den Kindern, von deren heiterer Unart sie natürlich nichts ahnen, sie vergraben sich hinter die Zeitung, während wir uns um das Abendbrot kümmern, sie weisen lächelnd auf ihre Weste, an der ein leeres Knopfloch gähnt „schon fast aeftern“, rote Liebesrollen bringen sie, sie bringen so eine Anzahl Stuts- und Wirohose an, die fast ohne Boden sind — eigentlich Schneiderarbeit, aber na, bei

Das Vermächtnis der Vorgängerin

Skizze von Georg Wagener

Als das Testament der Frau Hedwig Berg hufien eröffnet wurde, meinten ein paar Freun- dinnen der Verstorbenen, die mit je zehntau- send Mark und einigen persönlichen Andenken bedacht worden waren, Tanten der Nührung. Man wußte, das Verhältnis zwischen Frau Hedwig und ihrem Manne war nicht das beste gewesen. Denn ab und zu hatte Gerhard Berg hufien versucht, sich gegen die Vormun- dschaft aufzulehnen, die seine Frau kraft des von ihr mitgebrachten Vermögens über ihn ausübte zu können glaubte. Freilich waren seine Bemühungen fruchtlos geblieben, aber der bloße Versuch der Empörung hatte genügt, um Gerhard Berg hufien in den Augen seiner Frau zum Unwürdigen zu stempeln.

Während deren Krankheit war im Verhält- nis zwischen beiden etwas merkwürdige Wandlung eingetreten. Frau Hedwig schien sich im Angesicht des Todes dessen bewußt zu werden, daß sie ihrem Gatten durch ihre be- sondere Ueberlegenheit das Leben verbittert hat- te, und es war wohl etwas wie eine Abbitte ihrer irdischen Gewissen, als sie ihm sagte: „Ger- hard ich möchte, daß Du mich in gutem Ange- denken behältst.“

Doch das, was das Testament nun enthüllte, hatte niemand erwartet: „Mein ganzes Ver- mögen nach Abzug der Legate vermache ich meinem Manne zum Beweise meiner Liebe. Ich knüpfe keinerlei Bedingungen heran. Ich verlange nicht, daß er Witwer bleibt. Ich ho- fe im Gegenteil, daß er bald einen guten Be- gegnerten fürs Leben findet. Und damit die Frau seiner Wahl weiß, daß ich ihr in dem Bestreben, Gerhards Dasein zu verschönern, im Geiste stets zur Seite stehen werde, öfne ich sie, den Goldring mit meinem Namen zu tragen, der in meinem Schmuckkasten liegt.“

Kannte die Selbstlosigkeit größer sein? Die Verstorbene gab der Ehe zwischen ihrem Man- ne und ihrer Nachfolgerin den Segen! Neugier- ge Blicke flogen zu Gerhard Berg hufien hin- über, prüften seine Mienen. Und der Mann fühlte angefaßt dieses Beweises von Hochher- zigkeit die Verpflichtung, ein wenig zurückzu- weichen.

Gerhard Berg hufien bemühte sich, den letzten Wunsch der Verstorbenen rasch zu erfüllen. Dank des beträchtlichen Vermögens, das er nun befaß, fiel ihm die Wahl nicht schwer. Er fand ein junges Mädchen von großer Schönheit, das aber zu mittellos war, um wählwürdig sein zu können. Hilde Kemper glaubte außerdem, ein

Witwer biete ihr die Gewähr für den ruhigen Verlauf der Ehe, weil er sich die Hörner schon abgetoßen habe. So gab sie ihm ihr Jawort.

Sie hatte freilich Frau Hedwig Berg hufien nicht gekannt, und vom letzten Wunsch ihrer Vorgängerin erfuhr sie erst, als ihre Verlobungsanzeige in allen Zeitungen stand, als es nicht mehr möglich war, die Verbindung zu lö- sen, ohne den Klatschjungen Unterhaltungs- stoff zu liefern.

Doch in dem Augenblick, da Gerhard Berg hufien ihr den Ring mit dem Namen der Vor- gängerin an den Finger stecken wollte, und ihr mit andachtsvoller Freude erzählte, welche Ge- nugung er empfinde, weil es ihm möglich geworden sei, den letzten Wunsch der Verstor- benen zu erfüllen, da schrak sie beinahe zurück. Schon lag es ihr auf der Zunge, zu sagen: „Ich will den Segen dieser Toten nicht. Wenn Deine Liebe nicht stark genug ist, um unsere Ehe aus eigener Kraft durch alle Fährnisse des Le- bens hindurch zu führen, dann verzichte ich auf sie.“ Aber sie besann sich rasch eines an- deren und bat nur: „Willst Du mir nicht ein- nen Ring geben, der von Dir allein kommt?“

— „Nein“, wies er sie mit einem zarten Vor- wurf zurück, „nein, Hilde. Ich achte das Andenken der Verstorbenen zu hoch, um mich über ihren letzten Wunsch hinwegsetzen zu könn- en. Bedenke bitte, daß wir nicht zum mindesten ihr unser Glück verdanken.“ Da ließ sich Hilde den Ring über den Finger streifen, und die Tränen, die ihr unwillkürlich in die Augen traten, hielt Gerhard Berg hufien für den Beweis ihrer dankbaren Erkenntnis.

Die Hochzeit war bald darauf statt. Es gab ja nicht viel vorzubereiten, und Hilde's Be- kannte konnten ihr gegenüber nicht genau preisen, wie angenehm es doch sein müsse, sich ins warme Nest setzen zu dürfen. Hilde mußte ins warme Nest setzen zu dürfen. Hilde mußte ins warme Nest setzen zu dürfen. Hilde mußte ins warme Nest setzen zu dürfen.

Die Hochzeit war bald darauf statt. Es gab ja nicht viel vorzubereiten, und Hilde's Be- kannte konnten ihr gegenüber nicht genau preisen, wie angenehm es doch sein müsse, sich ins warme Nest setzen zu dürfen. Hilde mußte ins warme Nest setzen zu dürfen. Hilde mußte ins warme Nest setzen zu dürfen.

Deshalb wollte sie ihren Mann auch feillich erobern, nachdem sie bisher anscheinend sein Auge gewonnen hatte. Das ganze Haus sollte ihr Wesen ausströmen, damit die erstickende Atmosphäre der Vergangenheit langsam dem blühenden Leben wich. Sie versuchte den er- sten Schritt auf diesem Wege dadurch zu errei- chen, daß sie ein Bild, das ihr nicht gefiel, durch

ein anderes ersetzte. Doch sie stieß sofort auf den Widerstand ihres Mannes: „Nein, es soll hier im Hause alles so bleiben, wie sie es hatte, denn bedenke doch bitte, daß wir alles nur ihr verdanken.“ Dabei ergriß er mit sal- tungsvoller Bewegung ihre Hand und wies auf den Ring der Vorgängerin. Und Hilde haßte dieses Zeichen der Unterwerfung unter den Willen einer Toten.

Sie verprüfte ein körperliches Unbehagen, wenn sie diesen Ring fühlte. Sie wollte ihn abreißen und konnte es doch nicht. Vielleicht lag dies nur an dem gepriesenen Wohlleben, das sie der Verstorbenen verdankte, doch sie glaubte fest an eine Rache ihrer Vorgängerin. Sie wußte nichts davon, daß sie für die Ver- storbenen reif geworden war.

Ein unglücklicher Zufall legte ihr ein Buch in die Hand, das von dem Untrüben und Ge- heimnissen eines italienischen Weibseufers aus der Renaissance berichtete. Ein Ring spiel- te darin eine große Rolle. Das Weib schickte ihn einer Nebenbuhlerin: „Zum Sie- gen unserer Ausöhnung.“ Kurz darauf starb die andere. Sie hatte ja nicht gewußt, daß der Ring ein langsam wirkendes tödliches Gift ent- hielt, das durch einen winzigen Dorn in die Haut des Opfers eindringen sollte.

Als Hilde Berg hufien das Buch aus den Hän- den fallen ließ, war sie dem Zerfall nahe. Denn dort stand ja ihre eigene Geschichte. Die Vor- gängerin wollte sie mit dem Ring vergiften! Ihren Körper vergiften, wie es die Tote schon mit der Seele der Lebenden getan hatte!

Hilde Berg hufien riß am Ring. Sie kratzte sich den Finger blutig, doch der Reiz wich nicht. Die junge Frau schrie in ihrer Todesangst ge- lund auf, weil sie glaubte, eine kalte Hand schüre ihr die Kehle zu. Sie tobte, sie fiel zu Boden. „Sie tötet mich mit ihrem Ring und ihrer Güte!“ schrie sie, als Gerhard Berg hufien ins Zimmer stürzte.

Sie starb vierundzwanzig Stunden später. „Nervenfieber!“ sagten die Ärzte, die Zeugen der letzten Phantasien der Sterbenden gewesen waren. „Gift?“ Nein, davon kann nicht die Rede sein. Es ist ja ein ganz gewöhnlicher Goldring, massiv und ohne jedes Geheimnis.“

Gerhard Berg hufien konnte nicht verstehen, warum seine zweite Ehe trotz des Segens sei- ner ersten Frau so unglücklich verlaufen war. „Wie hätte Hilde ihr doch dankbar für alle ihre Güte sein müssen!“ schüttelte er verständ- nisvoll den Kopf.

der Sonne.“ Mutter meinte einmal, es wäre doch noch sehr viel verbat worden, weil — der Bauherr, unser Vati, so früh von uns ge- nommen wurde. . .

Jede Seite ist eigentlich ein Kapitel für sich, ein Stück Erleben, Menschenfalsche erwachen wieder. . . Und eine lange Zeit ruht schon das Gästebuch, weil das Leid bei uns zu Gast war. Viele von denen, die so lustige Verse ins Gästebuch uns schrieben, leben heut nicht mehr. Mutter hat überall ein Kreuz gemacht und den Tag des Todes beige geschrieben.

Heut kommen keine Gäste mehr ins Haus. Mutter ist einsam geworden, weil die Jungens und auch das Mädel aus und davon gegangen sind, der Krieg hat schuld daran, daß die Hei- mat keine Heimat mehr blieb. Trotzdem nimmt sie noch heute oft ihr Gästebuch zur Hand und träumt von den so herrlichen Zeiten, als noch Jugend im Hause war, Kinderlachen und viel Sonnenschein das Leid verbannte. Sch.

Bekommen die Frauen größere Füße?

Von Herbert Langenscheidt.

Nach den Erfahrungen unserer Schuhfabri- ken hat die Zahl der Frauen, welche die Schuh- größen 35 und gar 34 verlangen, in ganz aus- reichendem Grade abgenommen. Ein englischer Arzt zog daraus die Schlussfolgerung, daß die Frauen größere Füße bekommen hätten. Die von uns befragten deutschen Ärzte weisen die- se Annahme als außerordentlich irrig und ab- weglich zurück. Unsere Ärzte verdienen dabei be- sondere Beachtung, nicht etwa, weil ihr Ur- teil in den Ohren der Frauen galanter klingt, sondern weil sie die bessere wissenschaftliche Be- weisführung dafür antreten können. Wenige von uns wissen, daß es Spezialärzte für Bein- leiden in Deutschland gibt, die sich nicht nur zu einem Verein zusammengeschlossen haben, sondern sogar eine Zeitschrift „Mütter für Beinheilkunde“ herausgeben. Sie gewinnen

Die Werbung

Skizze von Gustav Renner

Grüne Dämmerung schwebte in der Laube. Die Sonne konnte nicht zwischen den rotgelb gefärbten Weinblättern durchdringen, unter denen pralle, blaue Trauben hervorquollen. Nur manchmal, wenn der Wind ein Blatt hob, tanzte ein Sonnenkringel über den Holztisch mit den Resten grünen Anstrichs und über die zusammengelegten leidendblassen Hände des Mannes, der daran saß. Er hielt die Augen geschlossen.

Ihm gegenüber, die Feder in der Hand, blickte ein junges Mädchen, leicht gebräunt und rotwangig, in einer Mischung von Span- nung und mildem Anteilnahme auf das Gesicht des Mannes, das von durchdringenden Leiden sprach, die übermunden und aufgegan- gen waren in einem gütigen und ruhevollen Frieden.

„Ich soll schreiben? An wen?“ fragte das Mädchen und rückte das Papier zurecht. Ein leichtes, schalkhaftes Lächeln ging über die Züge des Mannes. „An wen? Nun es ist eine Vertrauenssache, Fräulein Lotte“, erwiderte der Mann und hob den Kopf hoch. Aber seine Augen hefteten sich nicht auf das Gesicht des Mädchens, auf dem abwechselnd grüne Schatten und helle Sonnenlichter lagen; sie richteten sich nach oben und gingen ziellos und vog hin und her.

Das Mädchen schauerte leicht zusammen, als es die Augen so hilflos und suchend umher- wandern sah, aber als ihr Blick auf sein Ge- sicht fiel, fühlte sie selbst einen Strahl des Friedens, der darauf lag.

„Schreiben Sie nur! Schreiben Sie!“ fuhr der Mann fort. „Nun ja — bitte? Es ist nicht das erste Mal, daß Sie das für mich tun. Schreiben Sie also — Ja, wie denn?“ Er hielt inne, als befänne er sich, und ein inniger Ausdruck kam in seine stillen Züge. Dann sagte er, leise und bewegt: „Also schreiben Sie —: Liebste! Einzige!“

ihre wissenschaftliche Ueberzeugung aus einer Praxis sehr oft in unmittelbarer Verbindung mit großen Schubvertriebsunternehmungen, die sich und ihren Kundenkreis ärztlich zeraten lassen. Die deutschen Ärzte dieser Art erklä- ren auf Grund ihrer Erfahrungen, daß die Fü- ße der Frauen nicht größer geworden, sondern daß die Frauen im Gegensatz zu früheren Zei- ten heute so vernünftig sind, die wirklich pas- senden und bequemen Schuhnummern zu be- vorzugen. Während sie auf diese Art von den Größen 34 und 35 fast ganz abkommen, ist zu beobachten, daß auch die Schuhnummern von 40 aufwärts viel seltener als jemals früher gewünscht werden. Die meisten Frauen tragen die Schuhgrößen zwischen 37 und 39.

Entwicklungsgeschichtlich soll der menschliche Fuß als „ein zum Standfuß umgewandelter Kletterfuß“ aufgefaßt werden. Auf die Ent- wicklung der Füße ist aber auch der Kunst- boden, den wir nicht nur in den Städten son- dern auch auf dem Lande geschaffen haben, von beträchtlichem Einfluß. Er führt zur Ver- kürzung der Sehnen und zur Preisgabe von Muskelfasern, die nicht mehr so stark bean- sprucht werden wie in der freien, sozusagen ungehobelten Natur, was zwangsläufig mit zu einer Verkleinerung des menschlichen Fußes geführt hat. Den Männern wird man ganz ge- wiss nicht zum Vorwurf machen wollen, daß sie aus Schönheitsdurst sich zum Kauf zu klei- neren Schuhnummern aufschwingen. Dennoch sind die Schuhgrößen 45 und 46 für Männer in vielen Gegenden Deutschlands schon nahezu unverkäuflich und noch größere Nummern, die früher im freien Handel zu haben waren und reichlich gefordert wurden, müssen heute viel- fach besonders angefertigt werden. Das Schwerkgewicht der Männer ruht hauptsächlich auf den Schuhgrößen 42 bis 44, ein untrüg- licher Beweis für die erhebliche Verkleinerung des Männerfußes. Daran ändert auch die Er- scheinung nichts, daß einige deutsche Stämme, wie Oldenburg und Ostpreußen, immer noch auf besonders großen Füßen leben. Verhält- nismäßig haben sie ebenfalls die Richtung der Verkleinerung ihrer Füße innegehalten, wenn sie mit jedem Schritt auf mehr Boden bedach- ken als die anderen Deutschen. Das ist allbe- kannt. Im Wandelirte man die Olden- burger immer an, sie möchten nicht zuviel Klirrschaden machen, und im äußersten Fällen Leben müssen sie zuweilen die etwas boshafte Behauptung über sich ergehen lassen, daß sie nicht in den Himmel kämen, weil sie die klei- nen Engländer zertreten würden.

Trotz man unsere ärztlichen Spezialisten

erschrocken und ratlos schaute das Mädchen in das schmale Gesicht. Aber als ob er ihre Gedanken erriete, wiederholte er fester und bestimmter:

„Liebste! Einzige! Vielleicht überrascht dich dieser Brief. Oder solltest du ihn jemals er- wartet haben? Das wage ich nicht zu hoffen. Aber sagen muß ich dennoch, was einmal ge- sagt werden muß. In deine Hand lege ich die Entscheidung über mein Schicksal. Und das will ja bei mir so unendlich viel mehr heißen als bei jedem anderen. Bin ich denn nicht auch mehr als andere hilflos und verlassen? Wie habe ich das gefühlt! Als diese schöne Welt meinen Blicken vorank, als ich mich ab- getrennt fand von Licht und Sonne, von den lieben Gesichtern der Menschen und allem Schönen ringsum, da ergiess mich eine Ver- zerrung, die vor nichts und vor keiner An- klage halt machte. Konnte Gott das zugeben? Was hatte ich getan, um ein solches Schicksal zu verdienen? Blind sein — blind! Gibt es etwas Schrecklicheres? — So quälte ich mich jahrelang; selbst das Mitleid tat mir weh, ja, das am meisten. Aber langsam, langsam wuchs es in mir, fühlte ich, daß auch im Innern eine Welt des Lichtes vorhanden, von der die äußere nur ein schwaches Gleichnis ist. Und daß man mit Gott auch dann verbunden ist, wenn die Außenwelt verfunken, ja, dann um so mehr. Die Augen der Seele öffnen sich nach innen einem strahlenderen Licht als dem der Sonne. Und wie das äußere Gefühl feiner und zärtlicher wird, so auch, und mehr noch, das innere. Aber findet man so den inneren Halt, so bedarf man doch noch des äußeren. Wie unendlich verlassen fühlt man sich in meiner Lage, wenn man die Menschen um — hört und fühlt! Man hat mich ja freilich nicht hilflos gelassen. Aber kann das genug sein? Ist es nicht das Menschen Vorrecht, einem anderen mit ganzer Seele zu eigen zu sein? Wie sollte man dann noch einsam sein? Soll mir das ver- sagt bleiben? Ach, aber wer vermöchte dieses

Opfer zu bringen! Ich habe immer daran gezweifelt, bis du kamst. Ich habe dich nie mit den Augen des Leibes gesehen, aber dessen bedarf es ja nicht. Ich höre deine Stimme, ich spüre deinen Atem und den Duft deines We- sens; ich sehe dich in dem, was du tußt und achst, amit den Augen der Seele, die empfind- licher sind als der körperliche Sinn. Du bist mir alles, was schön und gut ist. Nicht ist dein Kommen, und wenn du gehst, wird es wahr- haft dunkel um mich. Mein Herz bebt, wenn ich deinen Schritt höre. Wenn mich deine Hand berührt, ist es, als ginge ein Strom neuen Lebens in mich über. Ich kann nicht mehr ohne dich sein. Aber was vermöchte ich dir zu sein? Hättest du es nicht allzu schwer mit mir? Ich kann dir ja — denn äußere Güter zählen hier nicht — nichts geben als meine ganze Seele und ein Herz voll nimmer enden- der Liebe und Dankbarkeit. Darum prüfe dich, ob du entscheidest. Was aus mir wird, wenn du es nicht vermogst, das stelle ich Gott an- heim. Weiter habe ich nichts zu sagen.“

Die Augen des Mädchens hatten sich während des Schreibens mit Tränen gefüllt. Mehr als einmal mußte es innehalten und ihn mit be- wegter Stimme nochmals fragen. Als er schwieg, trat ein langes Stillschweigen ein. Keiner fand ein Wort. Endlich begann das Mädchen mit leiser und zitternder Stimme: „Es fehlt noch die Anschrift.“

Seiner Bewegung Herr werdend, sagte er, wieder mit einem leicht schalkhaften Lächeln: „An Fräulein Lotte Breitingen, hier.“

Blutrot im Gesicht sah sie auf. Sie selbst hatte er gemeint? Aber noch fand sie kein Wort. Da begann er, leise und zögernd: „Und wann darf ich auf Antwort hoffen?“

Sie atmete heftig. Dann, sich vorneigend, reichte sie ihm die Hand über den Tisch. Er tastete danach, und als er sie in der feinen Fühlte, hielt er sie fest, und beide fühlten, daß keines sie im Leben wieder loslassen würde.

Hier wird das Glück gemacht



Glückschweinchen für Weihnachten erhalten, den Schokolade- und Spielwarenfabriken in einer Berliner Schokoladenfabrik den letzten Glanz.

Von Weihnachtsstimmung ist im allgemeinen noch recht wenig zu spüren, wenn uns auch nur 8 Wochen von dem Feste trennen. Aber in

nach der Einwirkung der Sportbewegung auf die Fußbildung, dann gewahrt man, daß ihre Gesichter recht ernst werden. Der Sport führt in seinen Ueberreibungen häufig zu sehr er- heblichen Umgestaltungen des Fußes. Er zeigt sich den gewaltigen Beanspruchungen des Trai- nings nicht gewachsen, so daß es bei Läufern und Springern in zahlreichen Fällen zu Be- weisungen kommt. Auch der so häufige Fußkrampf entsteht durch Ueberanstren- gung, die sich immer in Schmerzen lange Zeit vorher ankündigt, eine Warnung, die von den überaus willenskräftigen Sportlern nur in den seltensten Fällen beachtet wird.

Tennispielerinnen, die im Sommer und im Winter nahezu ausschließlich in den obliquo- schen Schuhen umherlaufen und umhergehen, bekommen so gut wie ausnahmslos verkrüm- pelte Beine; denn der Absatz ist nicht etwas Will-

kürliches, Gekünsteltes sondern eine unent- behrliche Hilfe bei der Abrollung des Fußes. Ein so erfahrener Sonderarzt für Beinleiden wie Dr. R. Rotholz forderte kürzlich im Rah- men eines wissenschaftlichen Vortrages die Be- messung der Absätze nach den Fußtypen. Man unterscheidet den „Hohlfuß“ und den „Hohl- fuß“. Zu einer — er beiden Typen ge- hören alle Menschen. — daß sie natürlich gleich zu einem Senkfuß oder zu einem Hohlfuß, also zu krankhaften Formen, verurteilt werden müßten. Rotholz fordert: „Ist das Gelenk noch wie beim Hohlfußtypus, muß auch der Ab- satz die entsprechende Höhe haben. Ist das Gelenk nach wie beim Senkfuß, so wird man auch den Absatz niedrig machen müssen.“ Rotholz gebaute Absätze würden nach seiner Meinung in vielen Fällen die Krümmung ver- hindern. Das bedeutet also, daß ein

den heutigen Zeiten — sie bemerken, der Berg- oberhemden sei schon bedenklich zusammen- gerollt, sie sind außer sich, daß schon wieder die Hemdbündchen festgeplättet sind, dort hin- ten, wo das Knopfloch ist, sie suchen den Krat- genknopf und meinen mit einem Zweifel an der Gedächtnis der Zimmerreinigung, er müßte doch unbedingt gefunden sein. Und reifen sie, dann schließen sie einfach die Tür hinter sich zu — während wir, wir irrsinnige Kran- ken hin und her laufen, kramen, räumen, plätteln, stopfen, kochen, rechnen, vergessen, wieder nachholen und abends kaum wissen, was wir eigentlich getan und was wir noch nicht erledigt haben.

Wie? Prolet? Sie meinen, die Männer hätten die Verantwortung für die Finanzie- rung, sie hätten Verursachen übergenug. Als ob wir die nicht mit ihnen teilten, als ob wir nicht täglich, stündlich die gleichen Sorgen hatten, trotzdem wir rennen, kramen, plätten ufm.

O nein, ich möchte schon mal ein Mann sein, nur mal ein viertel Jahr — nur so zum Aus- rufen vom Rennen, Kramen, Plätten, Räh- en und so weiter. Elisabeth.

Wenn die Dame ausgeht

Wie kommt es, meine Liebe, daß Sie immer frisch aussehen und stets gut gestimmt sind? fragte mich neulich eine befreundete Dame, mit der wir wiederholt in Gesellschaften zusamen- trafen. „Das ist kein Geheimnis“, antwortete ich. „Für mich ist eine Abendgesellschaft eine festliche Begebenheit und ich stelle mich darauf ein, indem ich mich auf etwas Schönes freue. Ich habe den Wunsch und Willen, Freude zu erleben; und da auch der kleinste Wille mag- netisch wirkt, gelingt mir diese Freude, die so leicht auf andere Menschen übergeht. Und wer weiß es nicht, daß Freude verstrahlt?“

Freilich habe ich zu meine kleinen Eigenhei- ten, die ich strikt durchführe. Ich weiß z. B., daß das beste Schönheitsmittel für die gepflegte Frau das Ausruhen ist. Das mache ich mir gunste, indem ich mich an dem Tage, an dem

Unser Gästebuch

Mutter behauptet, „wenn's bei uns brennt, dann rette ich doch zuerst unser Gästebuch!“ Die Jungens lachten schon damals sehr, aber ich glaube, unsere kleine Mutter wußte schon, warum sie soviel Wert auf das Buch legte. Für sie ist es ein kostbares Stück, eine Reliquie ge- worden. Ein kostbares Stück, schöner, immer wieder lebendig werdender Vergangenheit — das auferstehen macht im Innern, was uns nach außen unterging und in den Dingen in die Augen, ein Klingen und Klingen in Herz und Seele bringt!

Ein Segen geht von diesem Buch aus, das unter vielen von Wüchsen im Schrank steht und doch eine Sonderstellung einnimmt. — Das nicht nur einmal gelesen wird und dann kein Gnadenbrot erhält, nein, es wird immer wie- der hervorgeholt und macht immer wieder Freude. . .

Junge Menschen haben ihren Vers hinein- geschrieben. Es steht da etwas vom „Haus in